

„Womit habe ich das verdient?“ Krankheit und Schuld aus Sicht der Seelsorge

Vortrag im November 2013 beim Freundeskreis Hospiz Lüneburg

Sehr geehrte Damen und Herren,
sehr geehrte Mitglieder und Gäste des Freundeskreis Hospiz,

Womit habe ich das verdient!? – die *Erfahrung* von Krankheit und Leid ist eine Grunderfahrung des Lebens. Die *Frage* nach *der Ursache* von Krankheit und Leiden ist eine Grundfrage der Menschheit.

Wie ein immerwährender Psalm zieht sich diese Frage durch die Zeiten:
gesprochen, geseufzt, geweint, herausgeschrien.

Warum muss ich leiden? *Womit* habe ich das verdient?

Wozu soll das gut sein, was so furchtbar ist?

Bei religiösen Menschen formiert sich daraus die Frage: *Wie* kann Gott das zulassen?

Es ist eine uralte und eine immer wieder neue Frage.

Wir kennen sie aus dem Alten Testament – aus dem Buch Hiob, das wohl 2500 Jahre alt ist.

Und ich habe sie vorgestern zuletzt gehört, von einem trauernden Mann, der sehr tapfer seine Frau fast ein Jahr nach Schlaganfall gepflegt hat. Kein einziges Mal in der ganzen Zeit hat er geklagt. Jetzt, eine Woche nach der Beerdigung, sagt er auf meine Frage: Was geht Ihnen durch den Kopf? – „Womit habe ich das alles verdient?“

Sie kennen diese Frage auch: vielleicht von Kranken, die mit einer schwerer Diagnose konfrontiert sind. Vielleicht von Sterbenden, die sich einlassen müssen auf den Gedanken, dass ihre Zeit zu Ende geht. Vielleicht auch von Angehörigen, die darunter leiden, Leidenswege ohnmächtig ansehen zu müssen. „Womit habe ich das verdient?“

Ich freue mich, dass Sie heute Abend den Zusammenhang von Krankheit und Schuld einmal näher beleuchten möchten. Ich möchte das anhand einiger Fragen tun. Sie können dann gerne im Gespräch ergänzt werden.

1. Gibt es einen theologischen Zusammenhang von Krankheit und Schuld?

Subjektiv gesehen: Ja. Menschen fragen sich „Womit habe ich das verdient?“ Und sie meinen mit „verdient“ nicht eine positive Sache – sondern die Frage: „Wofür werde ich jetzt bestraft?“ Menschen erleben, wenn sie von schwerer Krankheit betroffen sind, eine Erklärungslücke.

Das Leid, die Einschränkungen, die Schmerzen: All das steht im Kontrast zum erwünschten Wohlbefinden. Zudem machen lebensbedrohliche Erkrankungen Angst – stellen erst einmal das Gegenteil von freier und ungebrochener Lebensfreude dar. Diese Dissonanz, die ruft nach Begründung. Warum? Warum dies? Und warum ich?

Entweder Menschen kommen in diesem Prozess des Fragens zu der Erkenntnis, dass sie tatsächlich (mit)-verantwortlich für ihre Krankheit sind. Einige Erkrankungen lassen sich statistisch begründet z. B. auf den Konsum von Nikotin oder Drogen zurückführen. In so einem Fall kann ein z. B. an Lungenkrebs erkrankter Mensch den Zusammenhang von Krankheit und Schuld erkennen. Er braucht dann Hilfe dabei, mit dieser „Schuld“ zu leben und sich damit wenn möglich auszusöhnen, auch in bezug auf seine Angehörigen. Selbst dann aber bleibt die Frage bestehen: Wieso bin ich als Raucher krank geworden und andere – siehe Helmut Schmidt – werden nicht krank daran?

Eine Krankheit kann fast nie einlinig auf Lebensweise zurückgeführt werden. Es bleibt immer eine Erklärungslücke – auch bei intensivsten Überlegungen nach Ursache im eigenen Lebensstil oder der Umwelt.

Dann versuchen Menschen, diese Erklärungslücke zu füllen.

Hab ich mir etwas zuschulden kommen lassen, was meine jetzige Situation rechtfertigt?

Will mich das Leben bestrafen, fragen sich Menschen.

Und religiöse Menschen fragen: Will mich Gott bestrafen?

Diese Frage gilt es ernst zu nehmen. Als ein Hadern mit dem Leben, mit Gott.

Zugleich aber gilt es auch wahrzunehmen, dass aus heutiger theologischer Sicht Krankheit nicht als Strafe Gottes zu verstehen ist.

Denn dies würde ein moralisch- abstrafendes Gottesbild voraus setzen. Das christliche Gottesbild aber, wie wir es aus der Verkündigung Jesu kennen, ist das eines liebenden, versöhnenden Gottes. Dessen Hauptmovers ist Gnade. Sie ist in der Person Jesu Mensch geworden – und gilt dem Menschen. Gerade dem Menschen im Leiden gilt seine Solidarität – das symbolisiert das Kreuz.

Anschauung für diese Botschaft des neuen Testaments liefern die Evangelienberichte:

Jesus heilt Kranke, gibt Lahmen Kraft, holt Marginalisierte wieder in die Gemeinschaft.

Er straft nicht und hält auch Krankheit nicht für Strafe.

Im Gegenteil: Lukas und Johannes überliefern Szenen, in denen Jesus klar widerspricht, als Menschen einen Zusammenhang zwischen Schuld und Leiden konstruieren wollen. So kann man in *Johannes, Kapitel 9* lesen: *„Und Jesus ging vorüber und sah einen Menschen, der blind geboren war. Und seine Jünger fragten ihn und sprachen: Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, dass er blind geboren ist? Jesus antwortete: Es hat keiner gesündigt, weder dieser noch seine Eltern, sondern es sollen an ihm die Werke Gottes offenbar werden.“*

Damit meint Jesus, dass seine heilende Kraft an diesem Kind für alle erkennbar werden soll. Einzig dazu war die Krankheit „gut“ – wie wir manchmal sagen.

Trotz dieses eindeutigen neutestamentlichen Befunds gibt es eine lange religiöse, theologische Tradition, die einen Zusammenhang von Krankheit und Schuld herstellt. Sie speist sich aus Zügen der Alten Testaments und einem Sündenbegriff, der Krankheit als eine Strafe Gottes für den Fall der Menschen ansah. Also für seine Abkehr vom göttlichen Willen, wie es die Paradiesgeschichte erzählt.

Die Grundbedingung dieses Denkens in Sünde – Strafe liegt in der Auffassung vom sogenannten: Tun-Ergehens-Zusammenhang.

Diese in der orientalischen Welt beheimatete Vorstellung meint: alles, was du tust, wirkt sich unmittelbar aus. Es gibt eine Folgelogik aus Tat und Resultat. Wenn du deinen Mitmenschen gut behandelst, dann wirst auch du ebenso gut behandelt werden. Wie man in den Wald hinein ruft, so kommt es auch wieder hinaus, sagen wir. Diese zwischenmenschlich, gelegentlich sogar funktionierende Logik, die wird dann im Alten Testament auch auf das Verhältnis von Mensch zu Gott übertragen: Wenn du das Gesetz des Herrn hältst, dann wird es dir wohlgehen. Wenn du gottesfürchtig und gerecht lebst – dann wird Gott dich mit Segen und Gutem belohnen.

Wenn du aber gegen dies Gesetz lebst und handelt, wenn du also „sündigst“ dann wird Gott dich folgerichtig strafen. Und da „alle Menschen Sünder sind“ – so sind auch für alle Strafen zu erwarten.

Diese Logik des Tun-Ergehens-Zusammenhangs prägt das jüdisch-christliche Denken – trotz der Verkündigung Jesu.

Es gibt aber auch, schon im Alten Testament, ein Buch, das den Tun-Ergehens-Zusammenhang hinterfragt, ja ablehnt. Es ist das Buch Hiob. Die Erzählung des frommen Mannes aus dem Lande Uz, der gerecht, gottestreu und mit bestem Ansehen bei den Menschen lebt. Drei Söhne und drei Töchter, Wohlstand und Glück sind die sichtbaren Folgen.

Doch dann erfährt Hiobs Leben eine furchtbare Wende. Er verliert durch Schicksalsschläge alle Kinder, auch seine Frau. Hiob leidet – hält aber dennoch an seinem Glauben fest. Seine Auf-

fassung sagt er in dem uns bekannten Satz: „Der Herr hat´s gegeben, der Herr hat´s genommen. Der Name des Herrn sei gepreist.“

Dann aber kommt es noch einmal schlimmer für ihn: Er wird mit Aussatz geschlagen und am ganzen Leib entzündet sich Pusteln. Am Ende sitzt er auf einem Scherbenhaufen und schabt seine Eiterwunden ab. Freunde sind zu ihm gekommen. Wie gut. Sie sitzen bei ihm. Doch das Schweigen Hiobs halten sie nicht lange aus. Wortreich versuchen sie, Hiob Erklärungen zuzusprechen und Gründe für sein großes Leid zu geben.

- Womöglich gibt es doch unentdeckte Sünden Hiobs?
- Oder berechnete Strafen Gottes, deren Grund er nur nicht sieht?
- Oder Hiob soll geprüft werden, ob seine Frömmigkeit nur auf dem Wohlergehen aufgebaut ist?

Hiob lässt keine der Erklärungen zu. Stattdessen ringt er mit sich, seiner Krankheit, mit Gott. Er klagt Gott sein Elend: Er klagt ihn an, dass er ihm dieses schickt. Er geht so weit, das Leben zu verneinen: „Ausgelöscht sei der Tag, an dem ich geboren wurde und man sprach ein Knabe kam zur Welt.“ (Hiob 3,3) diese Worte bringt er aus seinem ganzen Frust heraus.

Auf dem tiefsten Punkt angekommen, da stellt Hiob die Warum-Frage:

Warum ist das Licht gegeben dem Mühseligen? Und das Leben den betrübten Herzen? (Hiob 3,20). Je intensiver Hiob klagt, je heftiger er anklagt, desto mehr ist er dennoch seinem Gott verbunden. Er erkennt dessen Größe und Majestät, er akzeptiert seine „Andersartigkeit“, Überlegenheit, Transzendenz. Und dieser unterwirft er sich – allerdings nicht in einem Akt der Angst und Kleinheit – sondern aufrecht und bewusst. Nicht weil Hiob falsch gehandelt hat, ist er krank. Sondern weil Gottes Ratschluss unerforschlich ist. Das ist das Ergebnis des Ringes Hiobs mit seinem Schicksal.

Für Hiob ist Gott also kein strafender Richter. Sondern er ist ein Geheimnis. Und darin ist Hiob ein früher Glaubensbruder des 20. Jahrhunderts. Gott als Geheimnis der Welt – diese Vorstellung ist, immer bedeutsamer geworden: angesichts der unerklärlichen Gräueltaten an jüdischen Menschen im Holocaust und, angesichts der wachsenden naturwissenschaftlichen Erkenntnisse sind die alten Gottesbilder vom gerechten alten Mann auf dem Thron gewichen der Überzeugung, in und gegen und jenseits aller erforschbaren und beurteilbaren Erfahrungen gibt es eine Transzendenz, die wir Gott nennen. Sie ist vor allem auf der Grenze erfahrbar: als Halt im Haltlosen. Ein Geheimnis im Rätselhaften. Als letzter Grund einer immer nur bis zur vorletzten ergründbaren Realität. Gott ist das Geheimnis des Lebens – unerklärlich – und doch vertrauenswürdig. Ganz im Sinne der Verkündigung Jesu, der die Liebe Gottes über das Strafende stellte.

Der Tun-Ergehens-Zusammenhang, er ist gleichwohl im Bewusstsein der Menschen und der Kirche geblieben. Er wurde gebraucht und auch missbraucht, um Menschen Angst zu machen. Denken wir nur an das Ablasswesen oder die lutherische Bußfrömmigkeit des 17. Jahrhunderts. Er wird gelegentlich auch, nun im weltlichen Gewand, neu „aufgelegt“.

Die Entwicklung in der psychosomatischen Medizin hat dazu geführt, dass aus rein somatischen Gründen für Krankheiten Wege zur Diagnostik von psychischen oder seelischen Gründen dazu gestellt wurde. Das ist hilf- und aufschlussreich – wenn man damit angemessen umgeht.

Manchmal hab ich allerdings den Eindruck, dass allzu laienhaft ein neuer Tun-Ergehens-Zusammenhang hergestellt wird. Ein Beispiel: Sie hat Krebs – das lag an ihren ungelösten Konflikten in der Partnerschaft. Er hat Herzinsuffizienz, das liegt an seinem fehlenden Durchsetzungsvermögen am Arbeitsplatz, usw. Oft kann das wie ein Schuldvorwurf wirken. Ich meine dagegen, es ist Vorsicht geboten beim monokausalen Gründen für Krankheitsursachen. Daraus kann allzu leicht ein Zusammenhang von Schuld und Krankheit konstruiert werden, der allzu einlinig ist und Menschen schwer belasten kann. Zuweisungen von „Schuld“ sind gefährlich. Sie lassen das Geheimnis Gottes außer Betracht.

2. Was verbirgt sich dann hinter der Frage: Womit habe ich das verdient?

Oft äußert sich darin die Frage nach dem Sinn. Was hat diese Krankheit zu bedeuten?

Sagt sie mir etwas über mein bisheriges Leben oder meine Zukunft? Eine Krankheit stellt ja den Zusammenhang des bisherigen Lebens in Frage. Der Erkrankte kämpft mit der Warum-Frage um das Verstehen. Und etwas zu verstehen, das ist die Voraussetzung, um es anzunehmen und zu gestalten. Was ich nicht verstehe, das muss ich abspalten oder verdrängen. Erst wenn ich begreife, was diese Lebenserfahrung für mich an Sinn bringt, dann kann ich sie bejahen.

Hinter der Frage kann sich aber auch Auflehnung verbergen. Die Wut darüber, dass etwas Schwieriges und Leidvolles zu tragen ist. Kaum ein Mensch, der gewohnt ist, aufrecht und selbstbewusst zu leben, kann das einfach hinnehmen, wenn eine Krankheit ihn schwächt, hilflos, ohnmächtig zu machen scheint. Er erwartet eine Erklärung. Das ist ein Zeichen für Ich-Stärke, wenn auch Auflehnung gespürt wird. Ein überaus vitaler Faktor bricht sich da Bahn.

Infragestellung, Protest, aber auch Selbstachtung kommen zu Tage – und stellen einen wichtigen Gegenpart zur Infragestellung des Lebens durch die Krankheit dar.

Ein in diesem Sinne Protestant war Christoph Schlingensief. In der Erfahrung seiner Lungenkrebserkrankung als noch junger Mann wird er zu einem Hiob unserer Tage. ER veröffentlicht seine innere Auseinandersetzung mit seinem Schicksal in dem Buch: „ So schön wie hier kann's

im Himmel gar nicht sein.“ In diesem Buch beschreibt er offen, was ihm widerfährt. Körperlich und seelisch. Er klagt. Er streitet gegen Gott und gegen die Kirche. Er lehnt sich auf. Er bäumt sich auf. „Gott! Ich will leben, mit Aiono und Kindern! Und du, du streichst mich brutal von deiner Liste! Warum???“

Die Warum-Frage gibt der Auflehnung Schub – sie ist Zeichen des mit Gott auf Augenhöhe sprechenden Menschen. Eines Menschen, der als Ebenbild Gottes geschaffen ist – und das in der Krankheit bewusst empfindet.

3. Gibt es eine Antwort auf die Frage nach dem Warum?

Nach meiner Erfahrung allermeist nicht. Der Gewinn der Frage ist meist nicht eine klare Antwort, sondern die Auseinandersetzung mit der Sinnfrage.

Wer nach dem Warum fragt, der ringt damit, ob er sein Leben richtig „führt“. Ob seine Beziehungen tragfähig, seine Prioritätensetzung sinnhaft und erfüllend sind.

Er ringt mit seinem Leben vor der Krankheit und ist in der Krankheit. Durch diese intensive Beschäftigung kann der Erkrankte intensiver als im Alltag auf Quellen seiner Grundwerte und Lebensziele stoßen. „Ich habe durch meine Krankheit erkannt!“ Diesen Satz hört man häufig von Menschen, denen eine Krankheit zur lehrreichen Krise geworden ist. „Mir ist bewusst geworden. Ich habe gelernt.“

Das alles ist eine Frucht der Auseinandersetzung, auch mit der Warum-Frage. Voraussetzung ist: Ein Mensch verkapselt diese quälenden Fragen nicht in sich selbst, sondern kehrt sich nach außen. Dabei ist das Element der Klage überaus wichtig. Klagen, auch darüber, dass ihn oder sie eine Krankheit eben ohne erkennbaren Grund getroffen hat. Jesus selbst klagte am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, **warum** hast du mich verlassen?“ – seine Frage bleibt unbeantwortet. Er flieht vor diesem Abgrund. Er flieht vor der Sprachlosigkeit in den anklagenden Ruf. Aber auch: in den vertrauenden Ruf. Jesus flieht „von Gott zu Gott hin“, wie man sagt: Er klagt an – und vertraut im selben Atemzug.

Immer wieder kommt es zu Momenten, in denen Erkrankte dann eine Antwort finden, die nicht aus rationaler Erklärung, sondern aus tiefem Vertrauen kommt: „Ich nehme es an, weil es für mich bestimmt ist“. Oder: „Gott weiß, wozu es gut ist.“

Oder: „Ich bin so dankbar für das Gute, dass ich dieses jetzt einordnen kann.“

Das ist die Antwort Hiobs. Er sagt am Ende: „Ich habe Gutes vom Herrn genommen, sollte ich nicht auch das Böse annehmen?“ Mancher auch heutiger Mensch kommt wie Hiob, und das ist eine Gnade, keine Pflicht, wie Hiob zu der inneren Zustimmung: „Es soll so sein. Ich will es annehmen.“

4 . Was können Gesprächspartner richtig oder falsch machen, wenn ihnen die Frage „Womit habe ich das verdient“ gestellt wird?

Es gilt vor allem, die Frage zu hören. Und sie ernst zu nehmen.

Das heißt sie nicht zu beantworten, sondern aushalten

Also kein gutgemeintes Abnehmen der Antwort: „Sie haben das nicht verdient. Sie doch nicht.“

Das mag ja objektiv stimmen. Aber was wissen wir von den Gewissensfragen, die sich ein anderer stellt?

Auch keine theologische Belehrung als Antwort geben, wie z. B.: „Als Christen wissen wir, dass es keinen Zusammenhang von Schuld und Krankheit gibt.“ Das ist richtig, hilft aber im Moment nicht.

Auch nicht „umlenken“ sollte man die Frage, wie z. B.: „Fragen Sie lieber nach dem Wozu!“

Das ist irgendwann dran, aber erst einmal gilt es die Spannung des „Warum“ mitzutragen.

Einem Erkrankten hilft es mehr, wenn wir seiner Frage Aufmerksamkeit schenken. Einfach da sind. Aktiv zuhören oder wiederholen: „Ja, warum könnte das Ihnen zugestoßen sein?“

Mitgefühl ist hilfreich mit der so schwer auszuhaltenden Situation. Und vor allem: Zeit, einfach dabei zu bleiben. Oder auch die geistige Beweglichkeit, die Frage, wenn der Kranke es will, wieder zu verlassen.

Als Begleiter können wir nur behilflich sein dazu, dass einer die Warum-Frage selbst beantworten kann – oder ihm Beistand dabei gebe, mit ihrer Unbeantwortbarkeit zu leben. Eine warmherzige und wache Begleitung – das ist wahrscheinlich der größte Trost, den jemand, der an diesem Punkt angekommen ist, empfinden kann. Jesus sagte in der Bergpredigt ja nicht: „Selig sind die Leidtragenden *denn sie sollen Erkenntnis erlangen.*“ Sondern er sagte: „*denn sie sollen getröstet werden.*“

5. Krankheit und Schuld – gibt es da auch gesellschaftliche Wechselwirkungen zu bedenken?

Zum einen kommen äußere Gegebenheiten in Betracht: Umweltgifte, Stress, ungesunde Arbeitsbedingungen können ganz real schuld an Krankheiten sein.

Wichtiger aber in unserem Zusammenhang scheinen mir innere Faktoren des Gesellschaftskonsens zu sein. Ist das Lebensklima von *Leistungsfähigkeit und Stärke* als alleinigen Kriterien für „gelingendes Leben“ geprägt – so ist die Krise, die eine Erkrankung bedeutet, sehr viel größer – als wenn sie in einem Klima zu bewältigen ist, in dem körperliche und seelische Einschränkungen selbstverständlich dazu gehören. Die Dissonanz, die ein Mensch spürt, zwischen dem Wünschenswerten und dem Tatsächlichen seines Zustands, die wird immer größer und schmerzlicher, wenn in einer Gesellschaft einseitig Gesundheit als „gut“ gilt – für Krankheit und

Sterben aber kein rechter Raum da ist.

Wünschenswert ist eine Gesellschaft, in der nicht die Vorstellung vom perfekten Menschen Leitbild ist, sondern der Mensch in seiner „conditio humana“ gesehen wird: geschöpfllich, verletzlich, mit Stärken und auch mit Schwächen bis zur Hinfälligkeit und Sterblichkeit.

Für ein solches, menschen- und krankenfrendliches Klima zu sorgen, finde ich eine wichtige Aufgabe. Inklusion von Erkrankten im umfassenden Sinne hilft nicht nur den Betroffenen selbst, sondern kann unsere gesamte Arbeits- und Alltagswelt humaner und darum wiederum „gesünder“ machen. Es ist schön, dass vieles schon besser geworden ist, Krankenhäuser z. B. sind offener als früher. Oder: Ambulante Behandlungen ermöglichen mehr Teilhabe am normalen Leben.

Auf diesem Weg aber braucht es noch viele weitere Schritte, damit Krankheit nicht mehr als ausschließliches Defizit erlebt werden muss.

1946 formulierte die WHO, die Weltgesundheitsorganisation: „Gesundheit ist ein Zustand vollständigen körperlichen, geistigen und sozialem Wohlbefindens.“ Das ist ein sehr hoch gegriffener, geradezu utopischer Gesundheitsbegriff. Er ergibt in seiner Umkehrung, dass Krankheit alles ist, was das körperliche, geistige und soziale Wohlbefinden stört, einschränkt, verhindert. In dem Sinne ist wohl jeder etwas krank und etwas gesund. Wenn aber die „totale“ Gesundheit einziges Ziel ist, dann ist jede Krankheit ein Makel, ein Problem, für das man sich geradezu entschuldigen oder schämen müsste. Lernen wir als Gesellschaft aber immer mehr, Kranksein als ein Teil des Lebens zu verstehen, dann werden wir sie immer noch, wie es möglich ist, bekämpfen. Aber wir können sie auch annehmen und barmherzig mit ihr uns selbst in der Krankheit umgehen. Jesus hat den Krankenbesuch ausdrücklich in das Leitbild christlichen Lebens aufgenommen. Ein freundlicher, ein zugewandter Umgang hilft dem Erkrankten mehr als der Anspruch, gesund zu sein. Womöglich würde, wenn dies immer mehr gelebt würde, Krankheit auch weniger als Strafe empfunden werden?

In einem solchen gesellschaftlichen Klima wird Gesundheit dann nicht so definiert, wie es die WHO tat. Sondern vielleicht so, wie es Dietrich Rössler, Professor für Praktische Theologie, vorgeschlagen hat. „Gesundheit ist dann nicht mehr die Abwesenheit von Störungen. Gesundheit ist die Kraft, mit ihr zu leben und die Kraft die aufgegebenen Lebensbestimmung zu verwirklichen.“

6 . Worin liegen die speziellen Aufgaben der seelsorgerlichen Begleitung von Menschen in Krankheiten?

Mir scheint, ein Ansatz aus den USA zur Salutogenese gute Hinweise zugeben:

Salutogenese meint: Man konzentriert sich weniger auf die Defizite, die eine Krankheit bringt, sondern auf die Möglichkeiten, die sich dennoch, oder vielleicht gerade in der Erkrankung auftun.

Aufmerksamkeit für neue Erfahrungen ist wichtig. Die Suche nach den Quellen, aus denen der erkrankte Mensch Kraft schöpft. Salutogenese denkt komplementär: die medizinischen, therapeutischen, sozialen und seelsorgerlichen Komponenten ergänzen einander und sind jeweils in ihrer Eigenheit wichtig.

Salutogenese zielt darauf ab, dem Menschen während einer Erkrankung ein Gefühl von Kohärenz zu erhalten oder wieder zu geben. Gemeint ist der Sinn für Stimmigkeit und Zusammenhang, denn daraus speist sich innere Sicherheit, Vertrauen.

Um diese Kohärenz zu erlangen, braucht ein Mensch drei Gefühle:

Das Gefühl der Verstehbarkeit.

Das Gefühl der Beeinflussbarkeit.

Und das Gefühl der Sinnhaftigkeit.

Seelsorge kann einen wichtigen Beitrag zum Finden dieser Gefühle leisten:

Die Verstehbarkeit der Lage kann sie verbessern, wenn sie hilft, mit der Warum-Frage lebendig umzugehen. Darüber haben wir schon nachgedacht.

Das Gefühl der Beeinflussbarkeit kann sie verstärken, in dem sie in Phasen wo medizinisch oder therapeutisch nichts hilfreiches geschehen kann – immer noch Angebote machen kann, die gut tun oder helfen: Das Angebot zu beten – stellvertretend oder gemeinsam. Das Singen eines Liedes, das Betrachten eines Bildes, das Anzünden eines Lichtes. Solche Gesten können, wenn scheinbar gerade gar nichts zu machen ist, einen Handlungsspielraum eröffnen. Zuversicht geben. Die Ohnmacht relativieren. Einen Menschen mit einer größeren Handlungskraft in Beziehung bringen, mit Gott. „Jetzt hilft nur noch beten.“ heißt es ja. Zu Recht.

Und zuletzt: Das Gefühl von Sinnhaftigkeit kann Seelsorge bestärken helfen, in dem sie in jeder denkbaren, noch so chaotischen Gefühlslage einem Menschen Bedeutsamkeit vermittelt. Sinn speist sich daraus, dass etwas, ja man selbst als bedeutsam erlebt wird. Indem sich Begleiter und Begleiterinnen ganz auf den Erkrankten einstellen, eröffnen sie einen Raum, in dem in Krankheit, wenn nicht Heilung – so doch Heil erlebt werden kann. Das Gefühl, wichtig und geschätzt zu sein.

Salus – das alte lateinische Wort für Gesundheit meint beides: körperliche Gesundheit und seelisches Heil.

Beides gehört zusammen – und eine bestmögliche Unterstützung darin, an beidem teilzuhaben, auch wenn schwere Krankheit nach dem „Warum“ fragen lässt, das hat wirklich jeder verdient.

- 11 -

Ich danke Ihnen sehr, dass Sie sich in den Dienst der Begleitung schwerkranker Menschen stellen. Ich danke auch allen, die als Erkrankte diese Begleitung annehmen und durch ihre Rückmeldungen weiterbringen. Und ich wünsche Ihnen in diesem Tun viel Kraft und Segen von Gott.

Vielen Dank für Ihr Zuhören.

Christine Schmid, Superintendentin des Ev.-luth. Kirchenkreises Lüneburg